

das goethe



Ausgabe 1/2018



Ich verstehe Dich!

Wie Menschen in aller
Welt Sprachen lernen
und warum Computer
beim Übersetzen noch
immer scheitern

**GOETHE
INSTITUT**

Sprache. Kultur. Deutschland.

JOOHA
Indien (Hindi)



Jootha kann sich auf Speisen, Besteck, Teller, Gläser und sogar Hände beziehen – auf alles, was beim Essen einer Mahlzeit genutzt und verschmutzt wird. Etwas zu teilen, bedeutet demnach, des anderen „Jootha“ zu essen.

HOOTENANNY
USA



Volksmusikfest mit einer Open Stage, bei der verschiedene Künstler auftreten können.

OJIPLÁTICO
Spanien




Wenn die Augen vor Staunen tellergroß werden.

#NURINMEINERSPRACHE

Unter diesem Hashtag sammeln die Goethe-Institute weltweit auf Facebook und Twitter skurrile, lustige und unübersetzbare Wörter. Sie können natürlich auch mitmachen – und mit etwas Glück sogar eine Reise nach New Delhi gewinnen. Mehr dazu auf Seite 23.

脑洞 | nǎodòng
China

Wörtlich: „Hirnloch“; etwas, das außergewöhnliche Vorstellungskraft erfordert.



KABELSALAT
Deutschland



Durcheinander oder Gewirr von Kabeln.

Porjadotschnyj| порядочный
Russland



Nicht nur sehr ehrlich, sondern sogar unfähig zu bösen Taten.

LEILIVISKAJA
Estland



Person, die in der Sauna das Wasser über die heißen Steine gießt.

TREJDEVINI
Lettland

Drei mal neun; eine mystische und magische Zahl.



PAPAKATA
Cookinseln

Ein Bein haben, das kürzer ist als das andere.



ebn balad | ابن بَدَد
Ägypten

Selbstaufopfernd und immer bereit sein, zu helfen; freigiebig sein; eine offene Hand haben.




HIRAETH
Wales, Großbritannien

Sehnsucht nach den verlorenen Orten der Vergangenheit.



DÉPAYSEMENT
Belgien

Das Gefühl von Wohlbefinden in einer fremden Umgebung; eine Mischung aus Orientierungslosigkeit und Freude über das Neue.



LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Mit „aroha“ bezeichnen die neuseeländischen Maori das Gefühl, das Zuneigung, Nächstenliebe, Mitleid und Empathie vereint. Es ist eines dieser außergewöhnlichen Wörter, die es in jeder Sprache gibt und die sich nicht übersetzen lassen. Oft drücken sie besondere Emotionen aus wie die Sehnsucht nach den verlorenen Orten der Vergangenheit („hiraeth“, Wales) oder beschreiben Sitten wie das gesellige Plaudern nach dem Essen („sobremesa“, Uruguay).

Unter dem Hashtag #nurinmeinersprache sammeln die Goethe-Institute weltweit auf Facebook und auf Twitter solche unübersetzbaren Wörter. Ob Kabelsalat, Stiefelknecht oder Techtelmechtel: Es gibt sie auch im Deutschen – was das Lernen der meistgesprochenen Muttersprache Europas ja durchaus auch unterhaltsam macht. Das Goethe-Institut Bulgarien hat aus der Idee sogar eine ganze Ausstellung mit Plakaten gemacht (siehe S. 4). Eine Auswahl davon zeigen wir Ihnen in diesem Heft.

Das Goethe-Institut unterstützt die Mehrsprachigkeit als politische Leitlinie der Europäischen Union. Weltweit lernen 15,4 Millionen Menschen Deutsch, die Zahl der Deutschlernerinnen und -lerner an den Goethe-Instituten im Ausland ist in den letzten fünf Jahren um fast 20 Prozent gestiegen. Dabei ist uns wichtig, dass wir den Unterricht in den nationalen Bildungssystemen durch Stipendien, Lehrerfortbildungen und vor allem auch digitale Angebote verankern und stärken.

Die Digitalisierung führt natürlich auch im Bereich des Sprachenlernens weltweit zu grundlegenden Veränderungen. Hieraus ergeben sich unzählige Chancen und Herausforderungen für unsere Arbeit: junge und auch neue Zielgruppen mit innovativen Ansätzen zu erreichen, digitale Lernwelten zu öffnen und die Reichweite der Angebote über Kultur, Sprache und Information aus und über Deutschland zu erhöhen. Hierzu hat das Goethe-Institut mit zahlreichen digitalen Initiativen und Programmen die Grundlagen gelegt – es wird diesen Themenbereich auch in der Zukunft intensiv behandeln.

Besonders hinweisen möchten wir Sie daher auf die Werkstatt-Konferenz „Startklar?!“, die das Goethe-Institut, unterstützt durch unseren Eventpartner re:publica, vom 21. bis 23. März 2018 in Berlin



Johannes Ebert (links) und Klaus-Dieter Lehmann

organisiert. Bei dieser steht die Frage im Mittelpunkt, wie sich zukunftsfähige Angebote zum Lehren und Lernen von Sprachen entwickeln.

Auch in dieser Ausgabe von „das goethe“ geht es um die Sprache, das Sprachenlernen und die Mehrsprachigkeit. Wie immer baten wir Autorinnen und Autoren aus dem Netzwerk der Goethe-Institute weltweit um ihre Sicht der Dinge – diesmal in Südafrika, Estland und China. Außerdem fragen wir, ob es mithilfe von Computern jemals gelingen wird, den Menschheitstraum von der universellen Verständigung aller Menschen zu verwirklichen.

„Dornröschenschlaf“ ist auch so ein wunderschönes, unübersetzbares Wort. Dass das Goethe-Institut die digitale Zukunft jedoch nicht verschläft, sondern mit seinen innovativen Sprachlernangeboten auf die Bedürfnisse von Sprachlernerinnen und -lernern weltweit eingeht, auf Herausforderungen reagiert und Maßstäbe setzt, zeigen wir Ihnen in dieser Ausgabe von „das goethe“. Unser herzlicher Dank gilt den Mitwirkenden für ihre Beiträge, außerdem danken wir den Unternehmen des Wirtschaftsbeirats des Goethe-Instituts für ihre großzügige Unterstützung.

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre!



Klaus-Dieter Lehmann
Präsident



Johannes Ebert
Generalsekretär

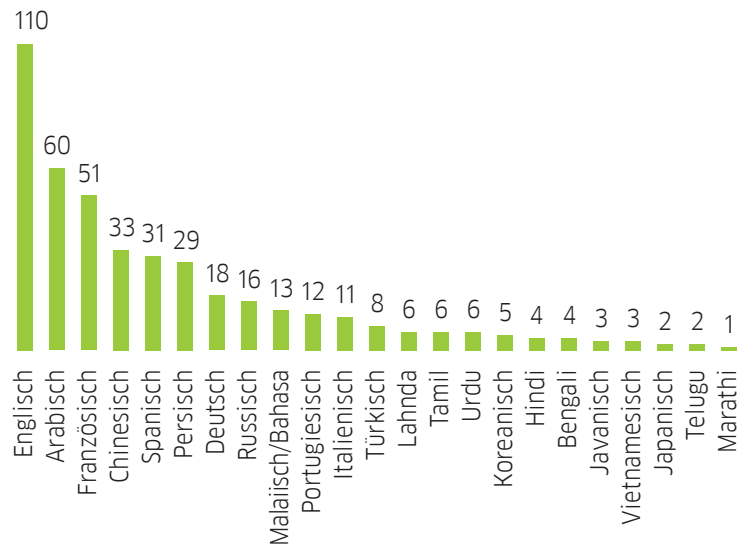
4 BABYLONISCHE SPRACHVERWIRRUNG

Derzeit leben rund 7,5 Milliarden Menschen auf der Erde und kommunizieren in einer von insgesamt 7.097 Muttersprachen. Das ist jedenfalls der derzeitige Stand des alljährlich aktualisierten Werks „Ethnologue: Languages of the World“. Die meisten, nämlich 4,1 Milliarden Menschen unterhalten sich aber in einer von nur 23 Sprachen. Für über eine Milliarde Menschen ist dies Chinesisch. Deutsch zählt unter diesen großen Sprachen zu den nicht ganz so großen. Wer wo welche dieser 23 größten Sprachen spricht, hat der vielfach preisgekrönte spanische Grafiker Alberto Lucas López in dieser Grafik veranschaulicht.

Von den hier nicht gezeigten 7.074 Sprachen sind tausende vom Aussterben bedroht. Fachleute schätzen, dass ein Drittel bis die Hälfte dieser Sprachen innerhalb der nächsten Jahrzehnte verschwinden wird. Als ernsthaft gefährdet gelten auch das hierzulande gesprochene Saterfriesisch und Niedersorbisch. Besonders viele Sprachen sind in Amerika und Australien bedroht, wo manche der indigenen Sprachen nur noch von weniger als einem Dutzend Menschen beherrscht werden.

ENGLISCH, DIE LINGUA FRANCA DER WELT

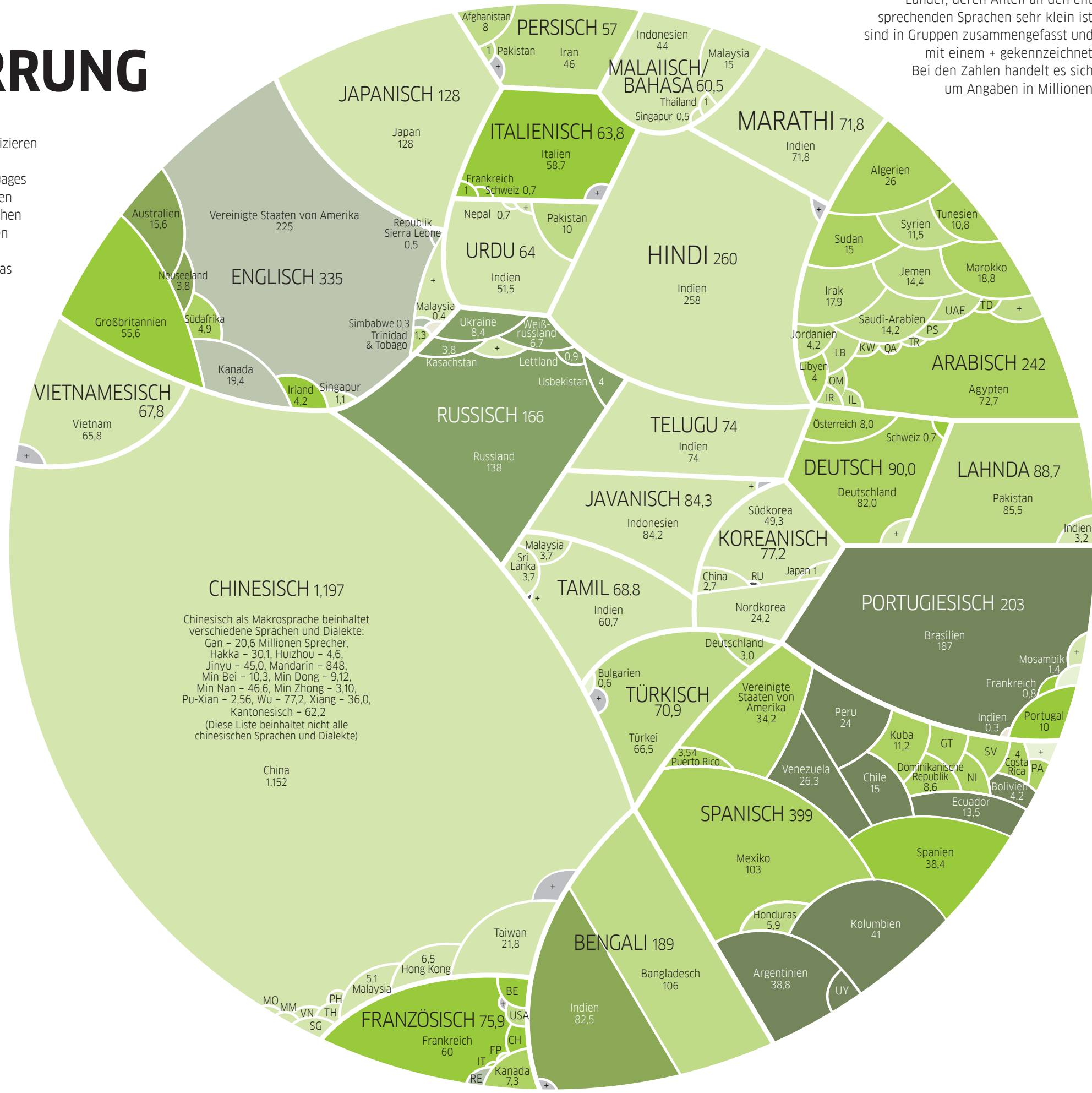
Diese Grafik zeigt, in wie vielen Ländern die jeweilige Sprache zu den offiziellen oder verbreiteten Sprachen gehört. Dass Englisch, Französisch und Spanisch weltweit so verbreitet sind, hat seinen Grund in der Kolonialgeschichte.



LOST IN TRANSLATION



Unter diesem Titel rief das Goethe-Institut Bulgarien junge Künstler und Designerinnen zu einem Plakatwettbewerb auf. Gesucht wurden kreative Darstellungen von deutschen Wörtern, die schwer zu übersetzen sind. Die daraus hervorgegangene Ausstellung reist 2018 durch verschiedene bulgarische Städte. Eine Auswahl finden Sie in dieser Ausgabe. Auf dem Titelbild zeigen wir eine Arbeit von Petya Zapryanova. Ihr Wort: Verschlimmbessern.



Länder, deren Anteil an den entsprechenden Sprachen sehr klein ist, sind in Gruppen zusammengefasst und mit einem + gekennzeichnet. Bei den Zahlen handelt es sich um Angaben in Millionen.

MM (Myanmar-0,5), MO (Macau-0,5), BE (Belgien-3,9), CH (Schweiz-1,9), IT (Italien-0,1), IL (Israel-0,91), IR (Iran-1,4), KW (Kuwait-1,0), LB (Libanon-3,9), PH (Philippinen-0,7), SG (Singapur-1,8), USA (Vereinigte Staaten von Amerika-1,3), FP (Französisch-Polynesien-0,2), RE (Réunion-0,7), TD (Tschad-0,9), TR (Türkei-0,5), UAE (Vereinigte Arabische Emirate-2,9), GT (Guatemala-7,27), NI (Nicaragua-5,31), PA (Panama-2,5), SV (El Salvador-6,1), UY (Uruguay-3,17), RU (Russland-0,1)

INHALT

S. 6
BABELFISCH
Der Traum vom Verstehen

S. 10
ESTLAND
Lernen in „e-Estonia“

S. 14
SÜDAFRIKA
Apartheid der Sprache

S. 20
CHINA
Schwierig, klappt aber ...

S. 22
NEW DELHI
Orte moderner Kunst

Daten:
„Ethnologue: Languages of the World“, Central Intelligence Agency, UNESCO, Vereinte Nationen, Universität Düsseldorf, The Washington Post
Die Aktualität der zugrunde liegenden Daten ist unterschiedlich. Die Grafik hat daher informellen Charakter.

DER TRAUM VOM VERSTEHEN

ALEXANDER GÖRLACH

Als die Bewohner Babels übermütig wurden, verwirrte Gott die Sprachen der Menschen. So steht es im Alten Testament. Mehr als 2.000 Jahre später müssen wir noch immer mühsam Fremdsprachen lernen. Auch die besten Computer werden daran vorerst nichts ändern.

Es ist ein uralter Menschheitstraum: Jeder kann mit jedem kommunizieren, den anderen verstehen und sich ihm mitteilen. Doch die Sprachen der Menschen bleiben die großen Hürden der Verständigung. Wenn es um ein Durcheinander epischen Ausmaßes geht, bietet die hebräische Bibel gleich auf der ersten Seite ein Wort dafür an: *Tohuwabohu*, das „wilde Durcheinander“, das das Sprachengewirr in der Welt hervorragend beschreibt.

Ursache für den Sprachsalat ist laut Bibel ein Urteil Gottes, das der im Turm zu Babel Stein gewordenen Hoffart des Menschen ein Ende setzen und ihn dafür mit der Vielfalt der Sprachen bestrafen sollte. Douglas Adams ersann in seinem Hörspiel „Per Anhalter durch die Galaxis“ einen sogenannten Babelfisch, einen Universalübersetzer aller im Universum vorkommenden Sprachen, der diese Strafe umkehrt: Wer auch immer sich diesen kleinen Fisch ins Ohr steckt, versteht augenblicklich jedes andere galaktische Wesen.

Als 1979 aus dem Hörspiel ein Roman und 1981 eine TV-Serie entstand und die Welt zum ersten Mal vom Babelfisch und all den anderen in der Serie vorgestellten utopischen Wortschöpfungen hörte, schien unser Planet für das Publikum noch Lichtjahre davon entfernt, auch nur ansatzweise etwas zustande zu bringen wie einen solchen kleinen „Fisch“. Damals waren Computer noch so groß wie Wohnwagen. Ganze Hochhausetagen waren nötig, um genügend Speicherplatz für maschinelle Übersetzungen bereitzustellen.

Außerdem waren Computer noch unglaublich teuer. Und, das war ihr größter Nachteil: Sie waren nicht miteinander vernetzt. Das bedeutete, dass man die Riesengeräte mit den Daten, dem Vokabular und der Grammatik einer Sprache, mühsam füttern musste. In dieser Phase kamen Maschinenübersetzungen nur für militärische Zwecke infrage. An die kleinen Rechner heutiger Tage dachte damals niemand. An das Internet, dieses unerschöpflich große Reservoir an Texten, erst recht nicht.

Dem Anfang der maschinellen Übersetzung wurde 2014 in dem Kinostreifen „The Imitation Game“ ein filmisches Denkmal gesetzt. Der Film blickt auf den Wissenschaftler Alan Turing, der theoretische Grundlagen für den Computer legte: Ihm und seinem Team war es im Zweiten Weltkrieg gelungen, die Enigma-Codierung der Nationalsozialisten zu entschlüsseln und damit den Kriegsverlauf zugunsten der Alliierten zu drehen. Dazu musste Turing jeden Tag den Computer mit den abgefangenen codierten Meldungen des deutschen Militärs füttern. Der Film zeigt eindrucksvoll, wie frustrierend diese Arbeit war und wie klein die Schritte, die am Ende zum Erfolg führten.

Die Herausforderungen, denen sich Turing gegenüber sah, blieben für die kommenden Jahrzehnte dieselben. 1954 vermochte der IBM 701 gerade einmal 49 Sätze aus einem Chemie-Buch vom Russischen ins Englische zu übersetzen. Dennoch war die Euphorie groß, denn es schien auf den ersten Blick, dass technische Texte,

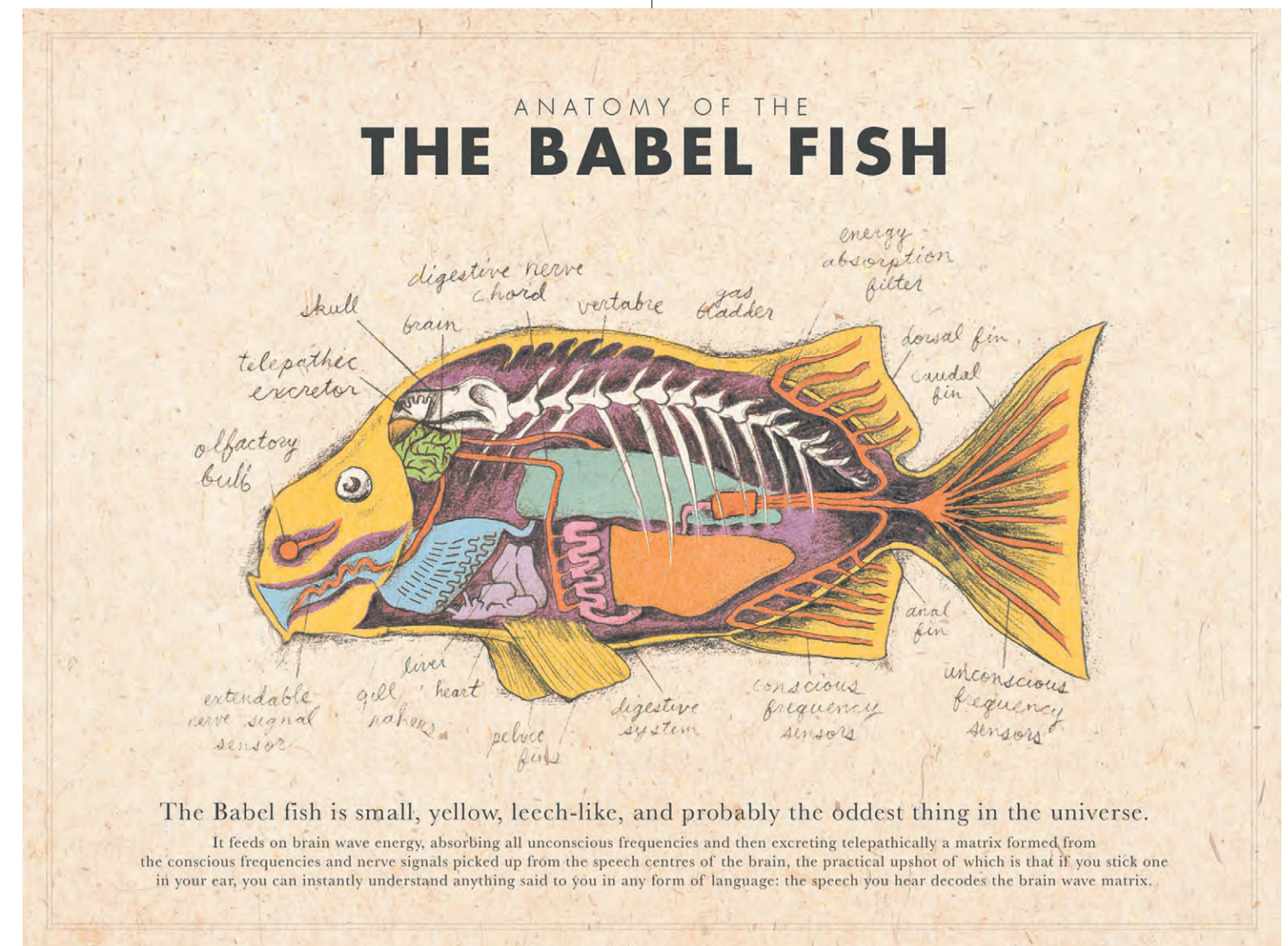
die nicht wie ein Roman oder Gedicht aus vieldeutigem Vokabular oder komplexem Satzbau bestanden, künftig gut zu übersetzen sein würden. Der IBM 701 blieb aber in seinen Möglichkeiten limitiert. Erst in den 1970er-Jahren versuchte man in Kanada den nächsten Schritt. Dabei ging es um Wetterdaten, die in Englisch und Französisch bereitgestellt wurden. Da diese Daten aus relativ einfachen, formelhaften Sätzen bestehen, konnte der Übersetzungscomputer das Wetter in zwei Sprachen vorhersagen.

Mit dem Ende des Kalten Krieges wurde das Verstehen fremder Sprachen auch für zivile Nutzer interessant. Nach den Jahrzehnten der Ost-West-Konfrontation begann nun die Phase der Globalisierung, die, von großer Euphorie getragen, die alte Utopie einer umfassenden Völkerverständigung revitalisierte. AltaVista startete 1997 einen Service, der bezeichnenderweise „Babelfish“ hieß – aus der Science-Fiction sollte echte Science werden. Wieder einmal fühlte sich der Mensch der Erfüllung seines Traumes nahe. AltaVista bot Übersetzungen auf Englisch, Französisch, Deutsch, Portugiesisch, Spanisch und Italienisch an, blieb aber, wie die vorherigen Projekte auch, hinter den Erwartungen zurück.

Die Schwächen der maschinellen Übersetzung haben immer wieder die gleichen Ursachen: Jede Sprache hat einen Wortschatz, ein Lexikon voller Vokabeln; die Verwendung dieser Vokabeln findet aber in unzähligen konkreten Kontexten statt. Diese sind so vielfältig, dass wir sie von Kindesbeinen an erlernen müssen. Ein Computer müsste also all diese unzähligen Kombinationsmöglichkeiten und Ausdrucksweisen kennen, speichern und im richtigen Kontext abrufen können. Erst das Internet machte das zumindest grundsätzlich möglich. Durch die Vernetzung konnten Computer nunmehr auf Myriaden von Texten zugreifen – und daraus lernen.

Die großen Akteure des Internetzeitalters – Google, Amazon, Facebook – arbeiten alle daran, diesen Menschheitstraum der universellen Verständigung wahr werden zu lassen. Und wie machen sie das? Indem sie mit ihren Kommunikationsplattformen seit gut

In Douglas Adams' Roman „Per Anhalter durch die Galaxis“ heißt es: „Der Babelfisch ist klein, gelb und blutegelartig und wahrscheinlich das Eigentümlichste, was es im ganzen Universum gibt.“ Wer ihn sich ins Ohr setzt, versteht augenblicklich alles, was ihm in irgendeiner Sprache gesagt wird.



zehn Jahren Menschen dazu animieren, Informationen über sich selbst mit der Welt und, das ist entscheidend, mit den Servern und den Algorithmen der jeweiligen Anbieter zu teilen. Das Ergebnis sind Texte in allen nur denkbaren Kontexten und Situationen, in denen Menschen sich mitteilen.

Der Schlüssel für diesen Erfolg ist die Kommunikation. Der Historiker Yuval Noah Harari von der Hebrew University of Jerusalem rückt sie in seinem Buch „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ in den Mittelpunkt der menschlichen Entwicklung und macht dabei zwei essenzielle Formen von Erzählungen aus: Klatsch und Mythologie. In Gruppen, so Harari, die größer sind als der familiäre Verband, muss es zwischen den Mitgliedern kommunikative Bindeglieder geben. Wer sich wie unsere Vorfahren in der Savanne in kooperativer Weise zusammenschließt, benötigt Narrative. Sie drehen sich zum einen um die Mitglieder dieser Gruppe selbst – das ist der „Klatsch“. Zum anderen benötigt der Mensch aber auch sinnstiftende Erzählungen über sein Woher und sein Wohin. So entstanden die „Mythologien“ und „Religionen“.

Durch die Vernetzung können Computer auf Myriaden von Texten zugreifen – und daraus lernen.

Das eine ist wie das andere eine Form von Kommunikation. Während sie seinerzeit am Lagerfeuer gepflegt wurde, findet sie heute im Internet statt. In der Antike konnten begabte Erzähler die rund 15.000 Verse von Homers „Ilias“ noch auswendig rezitieren, heute sorgt die Technik dafür, dass nichts an Wissen, banal oder heilig, verloren geht.

Uns geht es in der Kommunikation weniger um die Vergangenheit, das Rezitieren also, sondern um den Blick in die Zukunft, die Vorhersage. Anders als unsere Vorfahren müssen wir uns hierbei nicht auf abergläubische Praktiken stützen, sondern können uns auf die Macht der Daten verlassen. Sie sind das gespeicherte Wissen, aus dem Prognosen für die Zukunft getroffen werden. So sagen Forscher beispielsweise mit mehr oder weniger großer Sicherheit die Ausbreitung einer Grippe vorher – oder Firmen das Verhalten ihrer Kunden.

Die große Kunst dabei ist das sinnvolle Ordnen dieser Daten, wobei es stets darauf ankommt, die richtigen Fragen zu stellen. Der Fragesteller heißt Algorithmus, eine „eindeutige Handlungsanweisung zur Lösung eines Problems oder einer Klasse von Problemen“, wie es die Wikipedia beschreibt. Algorithmen bestehen demnach aus „endlich vielen, wohldefinierten Einzelschritten. Damit können sie zur

Ausführung in einem Computerprogramm implementiert, aber auch in menschlicher Sprache formuliert werden.“ Somit ist der „Algorithmus“ die Sprache des neuen Zeitalters, eine international versteh- und anwendbare Programmiersprache.

Sind Algorithmen also dafür zu preisen, dass wir dem Babelfisch so nahe gekommen sind wie noch keine Generation zuvor? So einfach ist das leider nicht, denn das im Internet gespeicherte Wissen liegt dort in von Menschen gesprochenen Sprachen vor, die der auf Zahlen basierenden Computersprache erst einmal fremd sind. Als lernende Maschinen schaufeln sich die Algorithmen durch Berge von Wissen. Quantität ist dabei kein Problem, Qualität hingegen schon.

Stellt man sich diese Welt als ein riesiges Lager vor, dann klappt das Stapeln und Registrieren schon sehr gut, das Codieren und Ausliefern hingegen nur leidlich. Der Hauptgrund liegt natürlich in der Sprache selbst. Mit ihr ist es wie mit der Musik. Es lassen sich kluge Algorithmen programmieren, die aus allen Kompositionen von Johann Sebastian Bach den „optimalen“, den „bachigsten Bach“ herausfiltern. Das Ergebnis hörte sich sicher auch zufriedenstellend an, aber es wäre weder innovativ noch überraschend. Die Qualität einer musikalischen Darbietung beruht eben nicht nur auf dem Abspielen von Noten und den Regeln des instrumentellen Zusammenspiels. Echter Hörerlebnis entsteht oft erst, wenn im richtigen Moment von der kompositorischen Regel abgewichen wird. Die Algorithmen lesen aber nur die Regeln, nicht die Ausnahmen.

So wie mit der Musik funktioniert es auch mit der Sprache. Die Wörter lassen sich sammeln und kategorisieren, doch jeder Sprechakt ist einzigartig, jede Äußerung besitzt einen Kontext, impliziert oder fordert zu einer Handlung auf. Allein das ist schon ungemein kompliziert. Wenn nun ein Redner von der einen Sprache in die andere übersetzt werden soll – in Echtzeit womöglich –, dann ist es schlichtweg Zufall, wenn ein Algorithmus aus allen quantitativ erfassten Möglichkeiten einer Übersetzung genau diese eine qualitative wählt, die den Gedanken jenes Redners am nächsten kommt. Wenn also durch die Vernetzung der Rechner im Internet die erste Hürde für das maschinelle Übersetzen genommen ist, gilt es nun, die nächste Aufgabe zu lösen: die sinnvolle Sprachverwendung. Und dafür werden semantische Kenntnis und Kreativität benötigt.

Die biblische Erzählung berichtet, dass am Pfingsttag der Heilige Geist auf die junge christliche Gemeinde herabkam und ihr die Fähigkeit verlieh, ihre Botschaft in allen Sprachen in die Welt zu tragen. „Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören“, fragten sich die erstaunten Hörerinnen und Hörer. Was so lange ein Wunsch des Menschen war, wird, wie der Traum vom Fliegen, sicher einmal Wirklichkeit werden. Irgendwann.

ALEXANDER GÖRLACH ist Affiliate Professor der F.D. Roosevelt Stiftung am Adams House des Harvard University College und Senior Fellow am Carnegie Council for Ethics in International Affairs. Der Linguist und Theologe beschäftigt sich unter anderem mit Fragen der Künstlichen Intelligenz.

„MASCHINEN WISSEN NICHT, WENN SIE JEMANDEN BELEIDIGEN“

Den Umgang mit Tabus werden Übersetzungsmaschinen wohl niemals lernen. Und das sollten sie auch gar nicht, meint Thierry Poibeau.

ALEXANDER GÖRLACH: Kürzlich erschien Ihr Buch „Machine Translation“: Was fasziniert Sie an dieser Verbindung zwischen Mensch und Maschine?

Thierry Poibeau: Einerseits lernen wir im Kindesalter mühelos unsere Muttersprache. Andererseits ist die Analyse einer Sprache mithilfe von Computerprogrammen noch immer überaus schwierig. Wir wissen noch zu wenig über die Komplexität der Sprache.

Verstehe ich es richtig, dass in der Computersprache Satzbau und Vokabular in Zahlen umgewandelt, „übersetzt“ werden?

Letztlich lassen sich sämtliche Wörter in einem Computer in Form von Nullen und Einsen codieren. Tatsächlich sind diese Codes ungemein flexibel, da man mit ihnen rechnen kann. So lassen sich Eigenschaften und Sinnzusammenhänge zuweisen. Sie können beispielsweise programmieren, dass die Wörter „Präsident“ und „Genie“ semantisch zwar ähnlich, aber eben keine Synonyme sind. Die meisten semantischen Beziehungen lassen sich nicht mit einem klaren Ja oder Nein definieren, sondern sind gradueller Natur. Und diese Eigenschaft lässt sich mithilfe von Algorithmen ziemlich gut abbilden.

Wo sehen Sie die großen wissenschaftlichen Herausforderungen?

Heutige Übersetzungsprogramme basieren auf den Verfahren des maschinellen Lernens. Sie sind also Produkt von Ingenieuren. Ich denke aber, dass die linguistischen Aspekte und insbesondere die Frage „Was wissen wir eigentlich über Sprachen – und was nicht?“ von großer Bedeutung sind.

Was wissen wir denn nicht über Sprachen?

Vieles, sehr vieles! Es gibt zum Beispiel eine hitzige Debatte darüber, ob es ein allen Sprachen zugrunde liegendes System gibt. Auch wissen wir nicht viel darüber, wie Kinder eine Sprache erlernen. Manche Forscher sagen, dass sie viel zu komplex ist, um sie allein durch das Hören aufzunehmen.

Die Vertreter dieses „Poverty-of-the-Stimulus“-Arguments gehen davon aus, dass es im Gehirn dafür spezialisierte Areale gibt. Doch dieses „Language-Acquisition-Device“-Modell ist auch höchst spekulativ und umstritten.



Thierry Poibeau ist Leiter des Laboratoire Lattice (Langues, Textes, Traitements informatiques et Cognition) in Paris. Der Linguist arbeitet seit Jahren auf dem Gebiet der maschinellen Sprachverarbeitung.

Sprache ist auch geprägt von kulturellen Zusammenhängen. Tabus sind ein gutes Beispiel dafür. Sind solche Befindlichkeiten technologisch umsetzbar?

Maschinen wissen nicht, wenn sie jemanden beleidigen oder in Verlegenheit bringen. Es gibt in diesen Systemen keine kulturelle Adaption – und ich glaube auch nicht, dass Übersetzungssysteme entsprechend programmiert werden sollten. Übersetzungsprogramme sollten übersetzen, mehr nicht.

Für das Verständnis von Grammatiken, Doppelbedeutungen und Sinnzusammenhängen müssen Computer große Textmengen analysieren. Dennoch bleibt das Problem, dass die Bedeutung von Wörtern je nach Kontext ganz unterschiedlich sein kann. Wird sich das jemals lösen lassen?

Für sich genommen sind viele Wörter von teils ziemlich unterschiedlicher Bedeutung. Im Kontext ist diese Vielfalt aber weit geringer. Deshalb benötigen solche Programme auch eine möglichst große und breite Datenbasis. Auf diese Weise können sie Regeln lernen und die Bedeutungen eines Wortes in unterschiedlichen Kontexten erkennen. Aber Sie stellen natürlich die richtige Frage – letztlich wird die Datenbasis dafür immer zu klein sein. Aus diesem Grund wollen wir Programme entwickeln, die mit möglichst geringen Datenmengen zuverlässig arbeiten.

Werden Maschinen überhaupt mit der Entwicklung der Sprache Schritt halten können? Schließlich erfinden wir ja ständig neue Wörter.

Sprach-Kreativität und Kreativität im Allgemeinen sind sehr faszinierend, besonders, wenn es um Computer geht. Aber die Herausforderung, der wir bei der maschinellen Übersetzung gegenüberstehen, hat erst einmal nichts mit Kreativität zu tun. Die Herausforderung ist vielmehr, die Programme mit all den neuen Wörtern zu füttern, sobald sie in der Welt sind. Denn sonst wird es verständlicherweise schwierig, sinnvoll zu übersetzen.

Ist unsere Art zu sprechen genial?

Genau das wissen wir nicht. Einerseits ist Sprache ja etwas sehr Einfaches – fast jeder Mensch spricht ja wenigstens eine. Wenn es hingegen darum geht, die regelhaften Strukturen dahinter zu entdecken, wird es sehr schwierig. Auch das zeigt, dass wir über das Wesen der Sprache noch viel zu wenig wissen.

Bisher gilt Kreativität als urmenschliche Eigenschaft.

Gewiss. In vielen Fällen würden Sie aber kaum entscheiden können, ob ein Mensch oder eine Maschine dahintersteckt. Ich kenne da eindrucksvolle Beispiele – aus der Musikwelt etwa. Und bedenken Sie: Auch wir Menschen erlernen unsere kreativen Fähigkeiten durch Nachmachen und Kopieren.

LERNEN IN „e-ESTONIA“

HENRIKE BUSCH UND MARI PEEGEL

Kein Land steht so sehr für die Digitalisierung wie Estland. Auch im Schulunterricht ist der Einsatz von Computern und Smartphones längst selbstverständlich. Doch ganz reibungslos funktioniert das alles nicht.

Kein Gemurmel, nur zaghaftes Klicken. Hinter großen, schwarzen Bildschirmen schnell ab und zu eine kleine Hand in die Höhe. Aufgabe gelöst! Völlig selbstverständlich, still und mit weit aufgerissenen, konzentrierten Augen sitzen die Zweitklässler an den Rechnern im Computerraum und füllen im Estnisch-Unterricht Lückentexte aus. Das Programm zeigt automatisch an, ob sie alles richtig gelöst haben. Wer schnell fertig ist, bekommt mit einem Mausklick eine neue Aufgabe.

Das nördlichste der drei baltischen Länder, Estland, wirbt gerne mit seiner Rolle als digitaler Vorreiter Europas. Und in der Tat ist das winzige Land, mit seinen gerade einmal 1,3 Millionen Einwohnern, Ländern wie Deutschland weit voraus. Zur Behörde gehen die Esten nur noch virtuell, 90 Prozent der Bevölkerung machen ihre Steuererklärung am Rechner, selbst gewählt werden kann per Mausklick. Taxis werden mit einer App bestellt und bargeldlos bezahlt. Die Telefonie-Software Skype wurde hier erfunden und ist für tausende junge Esten ein Vorbild dafür, dass der Durchbruch im Digitalen gelingen kann. Die Regierung arbeitet papierlos. Jeder Bürger trägt eine ID-Karte mit sich herum, die so groß ist wie eine Kreditkarte. Auf ihr ist eine persönliche PIN gespeichert. Esten unterschreiben damit ihre Papiere digital, von überall auf der Welt.

Kein Wunder also, dass die digitale Erziehung schon in der Schule eine große Rolle spielt. „Jeder Klassenraum hat einen Beamer und Lautsprecher, in einigen gibt es auch Smart-Boards. Zudem findet der normale Unterricht regelmäßig im Computerraum statt – egal in welchem Fach“, sagt Kaarel Rundu, Schulleiter des Tallinna Saksa Gümnaasium, dem Deutschen Gymnasium in der Hauptstadt Tallinn. Hier machen die Schülerinnen und Schüler neben dem estnischen Schulabschluss auch das deutsche Abitur.

Seit 1999 sind die estnischen Schulen ans Internet angeschlossen, ab 2020 soll es alle Schulbücher auch digital geben. „Es geht nicht

darum, alles zu digitalisieren. Wir wollen den Kindern beibringen, wie sie Technik am besten für sich nutzen können“, sagt Rundu. Der Schulleiter will nicht missverstanden werden. Denn auch an estnischen Schulen gibt es nach wie vor analogen Unterricht. Die Lehrer entscheiden eigenständig, wann sie zu welcher Form und welchen Mitteln greifen. Also auch, ob der PC die Kreide ersetzt. Und trotzdem: Selbst der Computerraum mit seinen großen Rechnern älteren Datums wirkt hier fast schon archaisch.

Im Klassenzimmer neben dem Computerraum paukt eine dritte Klasse Mathematik. Wie an vielen deutschen Schulen auch ist die Tafel ein Smart-Board. Gerade plopt dort eine Rechenaufgabe auf, die die Kinder per Multiple-Choice lösen sollen. Statt eifrig die Hände zu heben und mit den Fingern um die Wette zu schnippen, strecken die Schülerinnen und Schüler hier einen etwa DIN-A5 großen QR-Code über ihre Köpfe. Je nachdem, wie herum sie das Papier halten, steht der Code für eine andere Antwortmöglichkeit: A, B, C oder D. Die Kinder drehen die Seite nach oben, die sie für richtig halten, während die Lehrerin die Codes mit ihrem Tablet abscannt. Ihre App erkennt sofort, wer die richtige Antwort hat, und wirft das Ergebnis an die Tafel. Der Balken bei Antwort B ist am höchsten. 90 Prozent haben richtig gerechnet.

Die Klasse jubelt, und Riina Leppmaa ist begeistert. Die Lehrerin ist von den technischen Möglichkeiten sehr angetan: „Ich kann viel mehr Unterrichtsmaterial verwenden, auch Grafiken und kurze Videos. Das ist für die Schüler oft viel interessanter. Und für mich ist das einfach. Es geht schnell.“ Ihr als Klassenlehrerin sei es dabei wichtig, nie nur ein Fach isoliert zu unterrichten. Wenn sie eine Aufgabe in Mathe stelle, dann gerne als Text. So lernten die Schülerinnen und Schüler gleichzeitig, Estnisch zu lesen.

Doch nicht für jeden Lehrer war die Umstellung auf digitale Lernformen einfach. Die Deutschlehrerin Kaja Reissaar ist



59 Jahre alt und kam 1980 an die Schule, direkt nach dem Studium. Heute muss sie jeden Unterricht, den sie gibt, in der *ekool*, einem digitalen Klassenbuch, dokumentieren: Was hat sie unterrichtet, wer hat gefehlt, wer war brav, wer laut, und welche Hausaufgaben gibt sie auf? Zugriff auf die Daten haben die Lehrer – aber auch die Eltern und die Schüler: „Die ersten Jahre waren ein bisschen schwierig, denn das nimmt Zeit in Anspruch. Zuerst habe ich das zu Hause am Abend gemacht, aber jetzt mache ich das während des Unterrichts oder in der Pause. Also, ich denke, man kann in jedem Alter lernen, aber für junge Kollegen ist es bestimmt viel einfacher.“

Die alten Zeiten wünsche sie sich jedenfalls nicht zurück, sagt Kaja Reissaar und lacht. Sie beugt sich über die Computertastatur: „Hier habe ich schon vor dem Unterricht aufgeschrieben, dass wir die unregelmäßigen Verben behandeln: wollen, sollen, müssen. Wir haben gelernt, wie man sie konjugiert. Wir haben auch ins Heft geschrieben.“ Deutschlernen bei Kaja Reissaar läuft tatsächlich noch eher altmodisch ab. Die Viertklässler klappen ihr Buch auf und lesen. Dann konjugieren sie die Verben gemeinsam im Chor oder beantworten, wenn sie aufgerufen werden, die auf Deutsch formulierten Fragen: „Wann hast du Geburtstag?“ – die zehnjährige Helena schweigt schüchtern. Dann sagt sie: „Mein Geburtstag ist am ersten Juni.“ Helenas Antwort ist fehlerfrei, nur mit einem leichten estnischen Akzent.

Scannt ein Schüler mit einer App die Seiten des Lehrbuchs, erscheinen auf dem Smartphone weiterführende Informationen.

Seit der ersten Klasse lernen die Schüler hier Deutsch. Zunächst ist es eher eine Spielstunde, in der gemalt und gesungen wird, ab der dritten Klasse bekommen sie vier Stunden pro Woche klassischen Fremdsprachenunterricht. Ob mit oder ohne digitale Hilfsmittel, ist dem Lehrer überlassen. Viele Lehrerinnen und Lehrer bemängeln aber genau das. Denn auch knapp 20 Jahre nach der Einführung ist der Einsatz digitaler Medien noch immer nicht geregelt. Es gibt keine einheitlichen Lehrpläne.

Zu Besuch in Kose, einer kleinen Gemeinde südöstlich von Tallinn. Auf das Gymnasium im Ort gehen 500 Schülerinnen und Schüler. Hier ist Astrid Sildnik Deutschlehrerin. Wie ihre Kollegin in Tallinn hat auch sie über 30 Jahre Lehrerfahrung. Doch anders als auf dem deutschen Gymnasium wollen hier immer weniger Schüler Deutsch lernen, erzählt Sildnik: „Deshalb haben wir auf digitales Lernen umgestellt.“ Vor ihr sitzen sieben aufgedrehte 15-Jährige, für den Unterricht brauchen sie neben dem Computer auch ihr Smartphone. Für die Schüler ist das selbstverständlich. Heute müssen sie in einer Art Chatroom einen Fragenkatalog beantworten. Astrid Sildnik sieht die Antworten und kann ihren Schülerinnen und Schülern so direkt

online helfen. Die Stimmung ist konzentriert, niemand lässt sich ablenken oder surft nebenbei im Internet. Die Smartphones kommen zusammen mit dem Lehrbuch zum Einsatz, denn das enthält Augmented-Reality-Elemente: Mit einer App scannen die Achtklässler die Seiten des Buchs, woraufhin auf ihren Smartphones Videos, grammatikalische Informationen und Aussprachehinweise erscheinen. „Die neuen Lerntechniken stellen die Kommunikation in den Mittelpunkt – die Dialoge und das Sprechen“, erklärt Sildnik.

Während ihre eigene Generation mehr auf ein besseres Leseverständnis hin trainiert wurde, könnten ihre Schülerinnen und Schüler heute früher und besser in der fremden Sprache kommunizieren, sagt sie. Schülerinnen wie Marike erzählen, dass sie die App sogar außerhalb

Sie sind Digital Natives, in der digitalen Welt aufgewachsen und zu Hause.

der Schule benutzen, so könnten sie jederzeit ihr Deutsch verbessern. Ihrem Mitschüler Märtin gefällt daran vor allem der technische Reiz. Doch die meisten unterscheiden gar nicht mehr zwischen analogen und digitalen Methoden. Beides gehört dazu, und beides stellt für sie, zumindest was die Handhabung anbelangt, keine Probleme dar. Sie sind Digital Natives, in der digitalen Welt aufgewachsen und zu Hause. Der 16-jährige Vladislav hat sein Klassenbuch immer dabei, in seinem Smartphone. Die ganze Transparenz stört ihn keineswegs: „Nein, ich habe ja keine Geheimnisse. Meine Eltern müssen wissen, wie es bei mir in der Schule läuft. Es geht hier um meine Zukunft.“

So wie er sehen das viele im Land. Für Esten gehört es mittlerweile zu ihrer Identität, digital angeschlossen zu sein und sich mit der Technik auszukennen. Sie sind stolz auf diesen Vorsprung, den sie innerhalb der EU haben. Dass es allerdings so weit kam, sei eher einer Not-situation zu verdanken, erzählt Kristina Kallas, Direktorin des Narva College, einer Außenstelle der Universität Tartu. Es hatte mit dem Zerfall der Sowjetunion 1991 zu tun: „Als wir unabhängig wurden, waren wir ein sehr kleines und sehr armes Land, weil die Wirtschaft den Bach runterging. Wir hatten kein eigenes Budget, das Staatsbudget lag bis dahin in Moskau. Da stellte sich die Frage: Wie baut man ein Land auf, mit all den Ministerien und Ministern? Also war die Computerisierung eine Lösung, um die Anzahl der Menschen, die man einstellen müsste, gering zu halten. Einfach weil man sie nicht hatte.“

Im digitalen Eifer und beim Aufbau eines im Grunde neuen Landes ging eine Sache indes unter: die Integration der eigenen, russischsprachigen Bevölkerung, die immerhin ein gutes Viertel aller Esten ausmacht. Die Folgen daraus sind bis heute spürbar. Denn die Russen, die beginnend mit Stalins Programm zur Rekrutierung von Arbeitskräften nach Estland kamen, wohnten in eigenen Stadtvierteln, hatten

eigene Kindergärten, Schulen und Medien. Diese Strukturen blieben auch nach dem Zerfall der Sowjetunion bestehen, erzählt die Politikwissenschaftlerin Kallas: „Der estnische Staat war in den 1990er- und 2000er-Jahren eher damit beschäftigt, die estnische Identität wieder aufzubauen, die hatte zu Sowjetzeiten sehr gelitten.“

So lag der Fokus darauf, die estnische Sprache, die estnische Identität, das ganze kulturelle Leben, also auch Theater und Film, wieder aufzubauen. Russisch wurde als Amtssprache abgeschafft. Dass darunter wiederum der russische Teil Estlands litt, ist besonders dort deutlich zu spüren, wo das College ist, dem Kallas vorsitzt: in Narva. Die Stadt liegt im äußersten Osten des Landes, an der Grenze zu Russland. Rund 95 Prozent der Bevölkerung von Narva sind russischstämmig, nicht einmal die Hälfte hier besitzt die estnische Staatsbürgerschaft. Die ältere Bevölkerung spricht überhaupt kein Estnisch, für sie ist es eine Fremdsprache, für viele junge Menschen in Narva ist es zumindest die Zweitsprache. In Estland hat der Sprachunterricht demnach eine ganz besondere Bedeutung. Es geht auch darum, mit den eigenen Landsleuten kommunizieren zu können.

An den Schulen wird bis heute getrennt unterrichtet: russische Muttersprachler an russischen Schulen, estnische an estnischen. Den russischen Oberschulen gibt eine Vorschrift mittlerweile vor, mindestens 60 Prozent auf Estnisch zu unterrichten. Das hat zur Folge, dass viele Lehrkräfte selbst Sprachkurse nehmen mussten und ihr Niveau oft schlechter ist als das ihrer Schülerinnen und Schüler. Für Kristina Kallas ein Unding: „Wir hier am College setzen uns dafür ein, dass der Staat diese getrennten Schulsysteme aufgibt.“

Sie setzt dabei ihre Hoffnung in ein Pilotprojekt in Tallinn. Im September 2017 ist dort die Kalamaja Open School gestartet, eine Elterninitiative, bei der die Klassen je zur Hälfte mit russischen und estnischen Muttersprachlern besetzt werden. Einen halben Tag erfolgt der Unterricht auf Estnisch, dann auf Russisch. Das System kommt an, die ersten Klassen waren sofort voll: „Wir haben es auch dem Bildungsministerium vorgestellt. Wenn das Konzept erfolgreich ist, wollen sie weitere Pilotprojekte starten. Wir hoffen sehr, dass es in diese Richtung gehen wird.“

Natürlich steht auch Programmieren auf dem Lehrplan. Für viele junge Esten ist der IT-Sektor der attraktivste Arbeitgeber. Die Digitalisierung ist für Estland die Zukunft. Sie ist, wenn man so will, der wichtigste Rohstoff des Landes, um global mitzuspielen. Darüber sind sich alle einig.

HENRIKE BUSCH ist freie Journalistin und arbeitet seit 2011 als Autorin und Redakteurin beim Bayerischen Rundfunk. Ihre Hintergrundrecherchen führen sie immer wieder quer durch Europa – im Herbst 2017 auch nach Estland. Dieser Artikel entstand unter Mitarbeit von MARI PEEGEL, die vor allem für die estnische Tageszeitung „Eesti Päevaleht“ schreibt. 2017 gehörte sie zu den Teilnehmerinnen des Journalistenaustauschprogramms „Nahaufnahme“ des Goethe-Instituts.



LOST IN TRANSLATION

Ebenfalls in der Ausstellung des Goethe-Instituts Bulgarien zu sehen: der „Kummerspeck“ von Adelina Boneva.

APARTHEID DER SPRACHE

VON MIRIAM MANNAK

Fast nirgends auf der Welt tun sich Kinder mit dem Lesen und Schreiben so schwer wie in Südafrika. Weil die eigenen afrikanischen Sprachen ignoriert werden, müssen die meisten Grundschüler sogar mit einer Fremdsprache beginnen.

Wer durch Afrikas südlichste Metropole Kapstadt streift, könnte sich auch in Europa wähnen: Die Häuser, Straßen und Kirchen sehen aus wie die in Holland oder England, auf öffentlichen Plätzen erinnern unzählige Statuen und Monumente an historische Ereignisse und prominente Persönlichkeiten aus kolonialer Zeit. Ganz selbstverständlich zeigt sich dies auch auf Straßenschildern, in Anzeigen und öffentlichen Bekanntmachungen: Die meisten Texte erscheinen in Englisch oder Afrikaans – je nach Gegend finden sich allenfalls hier und da auch Beschriftungen in einer der afrikanischen Sprachen.

Die Kinder in Südafrika wachsen mit einer Sprache auf, die im öffentlichen Leben kaum eine Rolle spielt.

Das ist nicht nur in Kapstadt so, sondern überall in Südafrika. Wenn gleich einige Orte mittlerweile offiziell neue Namen bekamen – so wurde Pretoria 2005 nach langjährigem Streit in Tshwane umbenannt – sind Englisch und Afrikaans weiterhin die dominanten Sprachen im Land. Zwar gehören auch isiXhosa, isiZulu, isiNdebele, siSwati, Sesotho, Sepedi, Setswana, Tshivenda und Xitsonga zu den offiziellen Landessprachen, doch spielen sie im Alltag kaum eine Rolle. Und das, obwohl sie von über 90 Prozent der Bevölkerung Südafrikas gesprochen werden.

Einer Studie des „South African Publications Network“ ist zu entnehmen, dass von allen in Südafrika zwischen 2000 und 2015 veröffentlichten Büchern 40 Prozent in Englisch und 24 Prozent in Afrikaans verfasst wurden. Nur 6 Prozent erschienen in den beiden größten Sprachen isiXhosa und isiZulu, die immerhin von 16 beziehungsweise 23 Prozent der Menschen gesprochen werden. Den Rest teilen sich die übrigen indigenen Sprachen und Titel in Französisch und Deutsch.

Für die schwarze Mehrheit in Südafrika hat dies schwerwiegende und langfristige Folgen. Denn die Kinder wachsen in ihren Familien zunächst mit einer Sprache auf, die im öffentlichen Leben kaum eine Rolle spielt. In der Schule müssen sie dann mit Englisch oder Afrikaans eine gänzlich neue Sprache erlernen. Es verwundert somit nicht, dass die Lesekompetenzen südafrikanischer Kinder schlecht sind – so schlecht, dass sie im internationalen Vergleich an letzter Stelle stehen – hinter Ägypten.

Die 2016 erhobene PIRLS-Studie¹ zur Lesefähigkeit von Viertklässlern offenbart, dass nur rund 22 Prozent der Schülerinnen und Schüler in der vierten Klasse in der Lage sind, nach der Lektüre eines einfachen Textes einfache Fragen zu beantworten. Dabei ist es egal, ob diese Texte in Englisch, Afrikaans oder einer afrikanischen Muttersprache verfasst sind. Carole Bloch überrascht diese Ergebnisse nicht. Die Lehrerin ist Mitglied im PIRLS-Ausschuss und stellt ernüchtert fest, dass Südafrika ja auch in den Studien von 2006 und 2012 schon Schlusslicht war. Das ist beunruhigend, denn als Vorstandsmitglied des „Project for the Study of Alternative Education in South Africa“ setzt sie sich bereits seit Jahren dafür ein, diese Situation zu verändern.

PRAESA – so die Abkürzung für das Projekt – wurde 1992 von Neville Edward Alexander gegründet. Der Historiker und bekannte Intellektu-

¹ Progress in International Reading Literacy Study (PIRLS), in Deutschland: Internationale Grundschul-Lese-Untersuchung (IGLU)



Nachdem die Kinder mit einer afrikanischen Muttersprache aufwuchsen, ist in den meisten Schulen Englisch Pflicht. Doch selbst viele Lehrer beherrschen diese Sprache nicht gut genug.

elle saß von 1964 bis 1974 als Gegner des Apartheidregimes in Robben Island ein und engagierte sich dort zusammen mit Nelson Mandela für den Sprachunterricht der Gefangenen. Mit PRAESA wollte er die sprachliche und literarische Bildung aller Südafrikaner verbessern. Mittlerweile unterstützt das Team von Carole Bloch Verlage, damit sie Bücher in die afrikanischen Sprachen übersetzen. Es organisiert Leseveranstaltungen und engagiert sich in der Fortbildung von Eltern und Lehrern.

Obwohl sich Südafrika seit einigen Jahren bemüht, die Lesekompetenz von jungen Schülerinnen und Schülern nachhaltig zu verbessern – und zwar auf der Basis von PRAESA-Vorschlägen – ändert sich am miserablen Abschneiden Südafrikas an den PIRLS-Studien nichts. „Viele Schulen beteiligen sich nicht an der Umsetzung dieser Vorschläge und unterrichten die Kinder weiterhin von Anfang an in Englisch“, erzählt Bloch. „Besonders schlimm ist, dass viele Lehrer selber die englische Sprache gar nicht gut genug beherrschen.“

Aber auch in jenen Schulen, in denen dieses dreijährige Programm umgesetzt wird, gibt es Probleme. Denn während die Kinder nun wenigstens in den ersten drei Jahren ihrer Schulzeit in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, müssen sie nach dem Wechsel ins vierte Schuljahr die offizielle Unterrichtssprache Englisch erlernen. „Das ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Sprachchock“, berichtet Bloch, „ein Schock, der die weitergehende Lesekompetenz nachhaltig behindert.“ Und der die strukturellen Schwächen im südafrikanischen Bildungssystem aufzeigt. „Der letzte Platz in der PIRLS-Studie offenbart nämlich, dass die meisten südafrikanischen Schulkinder auch in ihren ersten drei Schuljahren keine Lesekompetenz entwickeln“, resümiert Bloch und fügt hinzu: „Und zwar weder in ihrer eigenen noch in einer anderen Sprache.“

Zu diesen strukturellen Schwächen gehört auch, dass die Lehrerinnen und Lehrer die Kompetenz des Lesens quasi wortwörtlich nehmen.



Der Autor Khulekani Magubane war schon acht Jahre alt, als er das erste Buch in seiner Muttersprache isi-Zulu bekam.

Tatsächlich geht es ihnen absurderweise oft um die Geschwindigkeit beim Vorlesen – um die Zahl der Wörter pro Minute also – und nicht um das Verstehen der Geschichte. „Die Freude am Lesen einer Geschichte oder das Erlernen eines reichen Sprachschatzes spielen überhaupt keine Rolle“, sagt Bloch. „Dabei müssten wir doch die Phantasie der Kinder anregen, sie mit anspruchsvollen Texten motivieren und inspirieren.“

Das ist auch das Credo von Khulekani Magubane. Der Journalist und Autor erinnert sich an seine eigene Kindheit, als er sein erstes Buch in seiner Muttersprache isiZulu entdeckte. 1998 war das. Da war er bereits acht Jahre alt und besuchte ein englischsprachiges Internat im Nordosten des Landes. Obgleich die meisten Menschen dort isiZulu sprechen, durfte er neben Englisch nur Afrikaans sprechen. „Selbst auf dem Schulhof war unsere eigene Sprache verboten.“ Dass er als Kind keine Bücher in isiZulu lesen konnte, beeinträchtigt ihn bis heute. Weil er so spät mit der geschriebenen Form seiner Muttersprache in Berüh-

rung kam, kann er sie zwar sprechen, hatte aber lange Probleme mit dem Lesen und Schreiben.

Magubane betont zudem, wie wichtig die alters- und kulturgerechten Inhalte seien. Als Kind hatte er sich für Science-Fiction-Romane begeistert, aber immer Schwierigkeiten damit, sich mit den Figuren zu identifizieren: „Weil es Bücher europäischer oder amerikanischer Autoren waren.“ Und so begann er selbst Jugendbücher zu schreiben – in Englisch und isiZulu –, in denen es um afrikanische Geschichten geht, mit afrikanischen Figuren im Mittelpunkt der Handlung. So wie in seinem neuesten Werk: „The Sirius Squad“. „Mein Held ist ein ganz normaler Typ aus Durban, der, genau wie ich damals, ewig auf ein Universitätsstipendium warten muss“, sagt Magubane. Das klingt zunächst wenig spektakulär, ist aber ein Beispiel dafür, wie er eine emotionale Bindung zu seinen Leserinnen und Lesern aufbauen kann. „Das mit dem Stipendium ist einfach nur eine dieser typisch südafrikanischen Erfahrungen, die kaum jemandem fremd ist.“

Im Kapitel 1, Absatz 6 der südafrikanischen Verfassung ist eine multilinguale Gesellschaft und die Förderung der einheimischen Sprachen verankert: „In Anbetracht des Bedeutungsverlusts indigener Sprachen muss der Staat geeignete und zukunftsweisende Maßnahmen ergreifen, um deren Status zu erhöhen und ihren Gebrauch zu fördern.“

Der Gesetzgeber sieht darüber hinaus vor, dass der Staat, aber auch einzelne Provinzregierungen eine offizielle Sprache wählen dürfen. Dabei gilt es, sich an den regionalen Umständen und Bedürfnissen der Bevölkerung zu orientieren.

DABEI STEHT ES IN DER VERFASSUNG ...



Auch nach seinem Tod im Jahr 2013 ist Nelson Mandela ein Idol Südafrikas. In seiner Zeit als Gefangener auf Robben Island engagierte er sich gemeinsam mit Neville Alexander für den Sprachunterricht der Gefängnisinsassen.



Carole Bloch ist seit 1992 Teil des PRAESA-Teams. Mittlerweile ist sie Direktorin des Projekts für die Verbesserung der Sprach- und Lesekompetenzen in Südafrika. Zu den wichtigen Zielen gehört eine neue Kultur des Lesens und Vorlesens, bei der die Freude an der Geschichte im Vordergrund steht.



Doch warum wird das multilinguale, muttersprachliche Lernen in Südafrika von offizieller Seite aus noch immer vernachlässigt? Die Antwort darauf ist natürlich auch in der Geschichte Südafrikas zu suchen und dem bis heute so starken Eurozentrismus. „Es gab schon 1997 einen politischen Willen zur Stärkung der afrikanischen Sprachen, der aber nie systematisch umgesetzt wurde“, sagt Bloch.

Niemand tut etwas gern, wenn er es muss. Gerade Kinder lesen nur dann, wenn es ihnen auch Spaß macht.

Wenn es nach ihr gehen würde, sollten die Kinder in Südafrika vom Grundschulalter an und bis in die High-School bilingual unterrichtet werden – und zwar ausgehend von ihrer Muttersprache. Immerhin ist hier und da einiges passiert. In KwaZulu-Natal etwa ist isiZulu mittlerweile fester Bestandteil der Lehrpläne in Grund- und weiterführenden Schulen. Selbst die University of KwaZulu-Natal mit ihren Standorten in Durban und Pietermaritzburg will Studienfächer in isiZulu anbieten.

Natürlich ist all das nicht nur ein Problem der Schulen. Für die Forderungen von PRAESA fehlt es insgesamt an infrastrukturellen

Einrichtungen. So verschwinden überall die ohnehin rar gesäten Bibliotheken. In der Provinz Kapstadt etwa schlossen allein im letzten Jahr 15. Die verbliebenen 190 Büchereien müssen sieben Millionen Menschen versorgen – pro Haus sind dies fast 37.000 potenzielle Nutzerinnen und Nutzer. Zum Vergleich: Die rund 12.000 Büchereien in Deutschland versorgen im Schnitt jeweils knapp 7.000 Bürgerinnen und Bürger. Überdies dominieren auch in den Bibliotheken die englisch- und afrikaanssprachigen Werke. Ausgaben in lokalen Sprachen sind die Ausnahme.

Bücher wie „The Sirius Squad“ seien genau das, was die südafrikanischen Jugendlichen brauchen, sagt Bloch und wünscht sich eine intensive Förderung der afrikanischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen. „Sogar in gut sortierten Buchläden finden Sie allenfalls in der Kinderbuchabteilung das eine oder andere Werk in einer afrikanischen Sprache.“

Deshalb unterstützt PRAESA auch Übersetzungen. So gibt es das Kinderbuch „George’s Secret Key to the Universe“ von Lucy und Stephen Hawking mittlerweile auch in isiZulu und isiXhosa. Tatsächlich sei dies das einzige längere Werk in einer afrikanischen Sprache, sagt Bloch. Und eines, das besonders kostspielig war, weil so viele neue Wörter erfunden werden mussten, die es in isiXhosa und isiZulu noch gar nicht gab.

MIRIAM MANNAK ist freie Journalistin und Auslandskorrespondentin in Kapstadt. Sie befasst sich mit Fragen der nachhaltigen Entwicklung insbesondere auf den Gebieten der Ausbildung, Sozioökonomie und Wohlfahrt.



LOST IN TRANSLATION

In der Ausstellung des Goethe-Instituts Bulgarien ist auch diese Umsetzung des Wortes „Lampenfieber“ zu sehen. Sie stammt von Diana Docheva, die damit den großen Preis des Wettbewerbs gewann.

SCHWIERIG, KLAPPT ABER ...

VON KRISTINA VON KLOT

Sprachkurse im Internet boomen. Weltweit. Vor allem YouTuber zeigen renommierten Sprachlernschulen, wie man junge und bildungshungrige Menschen erreicht. Ein Blick nach China – und ins Goethe-Institut.

Es ist eine Nachricht von hohem Symbolwert, die das chinesische Bildungsministerium Anfang des Jahres veröffentlichte: Offiziell, so heißt es, sei nun Deutsch – nach Englisch – zweite Fremdsprache im Curriculum der Mittelschulen. Dieser Schritt belegt die zunehmende Öffnung des Landes, dessen ökonomischer Aufschwung sich auch im Bildungsmarkt widerspiegelt: Mehrsprachigkeit gilt hier längst als Schlüsselqualifikation für den globalisierten Arbeitsmarkt. Chinesische Eltern legen mehr denn je Wert auf eine exzellente Ausbildung, wozu auch das Erlernen von Fremdsprachen gehört.

Der hohe Erfolgsdruck, der auf der jungen Generation lastet, führt dazu, dass sich die Nachfrage nach Lehrkräften vervielfacht. Und das wirkt sich auch an deutschen Hochschulen aus. „Die Hälfte unserer Absolventen im Masterstudiengang stammt aus China“, sagt Hermann Funk, Leiter des Lehrstuhls Didaktik und Methodik für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (DaF) an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. „Inzwischen haben wir dreimal mehr Bewerberinnen und Bewerber, als wir aufnehmen können.“

In China gibt es seit einigen Jahren einen regelrechten Boom an Sprachlernangeboten – und zwar nicht nur auf schulischer und universitärer Ebene, sondern auch auf dem Markt kommerzieller Anbieter. Nicht zuletzt sind im Internet fast täglich neue, kostenlose Video-Sprachkurse abrufbar. Portale wie YouTube und Facebook sind in China zwar aus politischen Gründen gesperrt, aber es gibt alternative chinesische Plattformen wie Youku und WeChat, wo sich tausende solcher Sprach-Tutorials finden.

„Was sie auszeichnet, ist ein leicht zugänglicher, scherzhaft-lockerer Jargon“, sagt Zhenjiang Yan. „Es geht ihnen um eine zielgruppengerechte Jugendsprache.“ Zhenjiang Yan, der heute als Leiter Marketing und Vertrieb Ausland im Bereich Erwachsenenbildung für den Cornelsen Verlag in Berlin arbeitet, war bis Mai 2017 in China dafür verantwortlich, den Bereich für das nicht-englische

Sprachlernangebot der „New Oriental Education and Technology Group“ aufzubauen. Er hat den digitalen Wandel in seiner Branche miterlebt und mitgestaltet. Gerade die freie Internetszene mit ihren kostenlosen Angeboten illustriert den großen Einfluss der digitalen Kultur auf die Art des Fremdsprachenlernens in China.

Mit einem durchschnittlichen Anteil von unter fünf Prozent vom Gesamtumsatz spiele der Online-Unterricht zwar in der kommerziell ausgerichteten Branche bisher nur eine untergeordnete Rolle, dennoch sei das Wachstum rasant, berichtet Yan: „2017 stieg der Umsatz in der Online-Sprachbildung für Erwachsene in China im Vergleich zum Vorjahr um 22,8 Prozent.“ Es ist ein Trend, der in abgeschwächter Form weltweit zu beobachten ist.

Besonders erfolgreich ist in China eine spezielle Form des *blended learning*. Dabei sitzen bis zu 25 Schülerinnen und Schüler mit Papier, Bleistift und Lehrbüchern in einem realen Unterrichtsraum. An der Wand hängt statt einer Tafel ein interaktiver Bildschirm. Darüber kommunizieren sie mit ihrem Lehrer, der von seinem Standort zeitgleich mehrere Klassen unterrichten kann. „Dabei kann der Lehrer über den Bildschirm sein eigenes Lehrmaterial akustisch und visuell verfügbar machen.“ Anders als beim Lernen mithilfe von Videos, ist hier die Interaktion mit der Lehrkraft möglich. „Von den 26 Millionen Erwachsenen, die in chinesischen Statistiken als User von Online-Sprachlernangeboten geführt werden, bevorzugt etwa ein Drittel diesen Live-Unterricht.“

Der Lehrkraft auf dem Bildschirm stehen häufig sogenannte Assistenzlehrer zur Seite, die in den Klassen vor Ort die Ausführung der Aufgaben kontrollieren, für Ruhe sorgen und gegebenenfalls technische Probleme beheben. Tatsächlich leide die Konzentration der Schülerinnen und Schüler, wenn die Lehrkraft selbst nicht anwesend ist. Dafür könne man aber auch die entlegensten Regionen mit hochwertigem Unterricht versorgen. Allerdings, so Yan, seien bisher weder die verfügbaren Unterrichtsmaterialien

noch die didaktischen Methoden und Ausbildungsrichtlinien der Lehrkräfte auf den Online-Unterricht zugeschnitten. Das sei aber nur eine Frage der Zeit, denn immer mehr Verlage stellen entsprechende Materialien zur Verfügung. „Idealerweise kann der Lehrer, auf den auch zukünftig niemand verzichten will, die Fortschritte seiner Schülerinnen und Schüler über ein gemeinsames Computernetzwerk beobachten. Oder zum Beispiel einen gemeinsamen Ausflug in ein Berliner Café simulieren, wo alle auf Deutsch ein Getränk bestellen müssen.“

Die Grundidee des *blended learning* ist auch ein maßgeblicher Faktor für den Erfolg von nicht-kommerziellen Sprachlernkursen, die sich an Deutsch- und Englischlerner richten, wie sie zum Beispiel bei YouTube zu finden sind. Einige dieser Formate waren zuletzt Gegenstand linguistischer Forschung. „Auffallend ist, dass Subjektivität und Bewertung hier eine große Rolle spielen – und dass die Macher mit expressiven Mitteln der Kommunikation arbeiten, um die mediale Distanz der vorproduzierten Stücke zu überbrücken“, erläutert Jannis Androutopoulos von der Universität Hamburg. „Angesichts schwieriger grammatikalischer Formen reißt da ein Lehrer schon mal mit gespielter Schrecken die Augen auf, um seine Anteilnahme am mühseligen Lernprozess zu demonstrieren.“

Darüber hinaus würden stereotype Zuschreibungen wie „schwer, unlogisch und nicht aussprechbar“ zunächst als strategisches Element eingeführt, aber nur, um sie dann zurückzunehmen: „Nach dem Motto: Furchtbar schwierig, kann man kaum aussprechen, aber wir zeigen Dir, wie es doch klappen kann!“ Diese Ansprache sei in stilistischer Hinsicht eine neuartige, hybride Sprachform, insofern hier mündliche Elemente des modernen Präsenzunterrichts mit schriftlichen Lehrbuchinhalten verknüpft werden. „Interessant ist, dass sich zunehmend auch klassische Institutionen des DaF-Unterrichts an diesen Inszenierungsformen der freien Szene orientieren und auf ähnliche kommunikative Strategien setzen“, meint Androutopoulos.



Ein Beispiel dafür ist das neue digitale Format „24h Deutsch“, das als Gewinner aus einem vom Goethe-Institut ausgelobten Wettbewerb hervorging. Joachim Quandt, Referent für Sprachkurse am Goethe-Institut und mitverantwortlich für die Umsetzung des neuen, kostenlosen Formats, beschreibt, wie es dazu kam: „Mit der Reichweite unserer Angebote zum Deutschlernen im Netz waren wir noch nicht völlig zufrieden. Wir haben daher untersucht, was etablierte, kostenlose YouTube-Kanäle so erfolgreich macht“, erzählt Quandt. „Wir wollten ein jüngeres Publikum erreichen und unsere Reichweite steigern, mit unseren üblichen Qualitätsmaßstäben.“

Auch „24h Deutsch“ setzt auf eine Ansprache auf Augenhöhe. Es handelt sich um ein Serienformat mit einer fiktionalen Dramaturgie und Rahmenhandlung, in deren Zentrum eine junge Deutschlehrerin steht. „Anders als die meisten YouTuber, die ja häufig Amateure sind, legen wir ein didaktisch fundiertes Konzept zugrunde“, sagt Quandt. Denn während auf dem Gebiet der Didaktik das Goethe-Institut als Marktführer im Bereich Deutsch als Fremdsprache auf einen großen Erfahrungsschatz zurückgreift, sei die didaktisch-methodische Fachkompetenz bei nicht-institutionellen Sprachlernanbietern im Internet nur selten gegeben. „Statt auch hier den Fokus auf das Kommunikative zu lenken, lässt sich in diesen Videos paradoxerweise oft eine eher altmodische Fixierung auf Wortlisten und Grammatiktabellen beobachten“, konstatiert Quandt.

Sein Resümee: Ob es um Erklärvideos geht oder um Apps, mithilfe derer die Nutzerinnen und Nutzer – Stichwort: Gamification – in ein Abenteuerspiel eintauchen können und über ausgeklügelte Dialogsysteme motiviert werden, sich das fremde Vokabular anzueignen: „Für eine zeitgemäße Form der Sprachvermittlung erscheint es ideal, das Beste aus zwei Welten zusammenzuführen.“

KRISTINA VON KLOT ist Journalistin und Soziologin aus Berlin. Sie schreibt für Kunst-Magazine, Stiftungen und Hochschulen und übersetzt an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

ORTE MODERNER KUNST

Indien, das Land mit den meisten offiziellen Landessprachen weltweit, verfügt über eine beeindruckend große Szene moderner Kunst. Die zeitgenössischen Künstler setzen sich vor allem mit den Themen Gesellschaft, Politik und Umwelt auseinander.



Latitude 28

www.latitude28.com

Seit ihrer Gründung im Jahr 2010 gehört die Galerie Latitude 28 zu den bedeutendsten Orten zeitgenössischer indischer Kunst. Hier können sich junge Künstlerinnen und Künstler mit den etablierten Kollegen austauschen, ihre Werke ausstellen und sich um diverse Stipendien bewerben.



Nature Morte

www.naturemorte.com

Nature Morte existiert seit 1997. Auch hier gibt es einen breiten Querschnitt moderner indischer Kunst zu sehen. Besonders stolz ist die Galerie auf eine Zusammenarbeit mit dem Fotografen Gauri Gill. Seine Arbeit „Acts of Appearance“ war 2017 erstmals bei der documenta 14 in Kassel zu sehen.



Vadehra Art Gallery

www.vadehraart.com

In den letzten 30 Jahren stellten hier indische Künstler aus, aber auch Yoko Ono, Francis Bacon, Lucian Freud oder Bernd und Hilla Becher. Mittlerweile gehört die Galerie auch zu den großen Verlegern von Monografien und Katalogen.



Gallery Space

www.galleryspace.com

Seit Renu Modi die Galerie 1989 gründete, fördert sie vor allem jene indischen Künstlerinnen und Künstler, die sich mit den gesellschaftlichen und politischen Realitäten des Landes kritisch auseinandersetzen.



GEWINNSPIEL

SCHICKEN SIE UNS EIN WORT ...

... aus der deutschen oder einer anderen Sprache, das ganz und gar unübersetzbar ist. So wie Milchmädchenrechnung oder Stiefelknecht. Mit ein bisschen Glück gewinnen Sie eine Reise für zwei Personen nach New Delhi. Die schönsten Einsendungen veröffentlichen wir zudem unter dem Hashtag #nurinmeinersprache

Betreff: „Gewinnspiel das goethe“
E-Mail: info@goethe.de

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Goethe-Instituts sowie deren Angehörige können nicht teilnehmen, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Mit der Teilnahme am Gewinnspiel erklärt sich der Teilnehmer beziehungsweise die Teilnehmerin mit dem Erhalt eines Fragebogens zur Evaluation von „das goethe“ einverstanden.

Einsendeschluss: 30. April 2018



Wer hätte gedacht, dass in der Stadt New Delhi nur rund 250.000 Einwohner leben? Tatsächlich ist sie aber Teil der mit über 25 Millionen Einwohnern drittgrößten Metropolregion der Welt.

Goethe-Institut e. V.
Zentrale
Dachauer Straße 122
80637 München
www.goethe.de

Diese Beilage wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung folgender Unternehmen aus dem Wirtschaftsbeirat des Goethe-Instituts:

BERTELSMANN

 Finanzgruppe

 holtzbrinck
Publishing Group



TRUMPF



 Stiftung
Vera und Volker
Doppelfeld

VOLKSWAGEN
AKTIENGESELLSCHAFT

 WÜRTH



*Kopfkino

Когато някой си
представя нещо в
главата.

© IVAN KASHLAKOV 2017

LOST IN TRANSLATION

In seiner Illustration schreibt Ivan Kashlakov zu dem Wort „Kopfkino“: „Wenn sich jemand etwas in seinem Kopf vorstellt“. Auch sein Beitrag ist in der Ausstellung des Goethe-Instituts Bulgarien zu sehen.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Goethe-Institut e. V.
Dachauer Straße 122
80637 München
Tel. +49 89 15 921 0

Präsident:

Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann

Vorstand:

Johannes Ebert
(Generalsekretär),
Rainer Pollack
(Kaufmännischer Direktor)

V.i.S.d.P.: Dr. Jessica Kraatz Magri

Redaktion:

Dr. Alexander Behrmann

Mitarbeit:

Kassandra Beckmann

© 2018, Goethe-Institut
Nachdrucke, auch auszugsweise,
nicht gestattet.
www.goethe.de

Verlag:

TEMPUS CORPORATE GmbH –
Ein Unternehmen des ZEIT Verlags
Alt-Moabit 94, 10559 Berlin
Tel. +49 30 59 00 48 411

Geschäftsführung: Jan Hawerkamp

Projektleitung:

Dr. Joachim Schüring

Art-Direktion:

Christopher Delaney

Bildredaktion:

Beatrice Jansen

Übersetzungen:

Stephanie Hanel

Lektorat:

Dr. Katrin Weiden

Herstellung:

Dirk Woschei

Druck:

Axel Springer Offsetdruckerei
Ahrensburg GmbH & Co. KG

Erscheinungsdatum:

März 2018

Bildnachweise:

Titelbild: Petya Zapryanova,
Seite 3: Loredana La Rocca,
Seite 4, 5: SCMP/Alberto Lucas López,
Seite 7: John Viet-Triet Hoa Nguyen,
Seite 9:

Thierry Poibeau, Seite 11: Taavi Sepp,
Seite 13: Adelina Boneva, Seite 15: Frank
May/dpa, Seite 16, 17, 18 (links): Mark
Wessels, Seite 18 (rechts): Getty Images/
Andrew Aitchison, Seite 19: Diana Do-
cheva, Seite 21: Annelisa Leinbach, Seite
23: Image courtesy: Gallery Latitude 28,
Nature Morte, New Delhi/view of Seher
Shah's solo exhibition „Of Absence and
Weight“ (2016-17), Vadehra Art Gallery,
Gallery Espace, New Delhi, Fotolia/Kriang-
krai, Rückseite: Ivan Kashlakov